

1.2 Bestandsaufnahme und Zielsetzung

Im vorliegenden Buch geht es um ausgewählte Aspekte aus den Kategorien *Personal- und Selbstkompetenz* sowie *Methoden- und Lernkompetenz*, und das hat gute Gründe. Auch wenn es Lernenden manchmal vielleicht nicht so vorkommt, so gibt es während der Schulzeit zwei Gruppen von Menschen, die es meistens sehr gut mit ihnen meinen: die Eltern und die Lehrenden. Sie erinnern ihre Kinder und Schüler/innen bis zuletzt an Dinge, die erledigt werden müssen, an die pünktliche Abgabe des Referats, die nächste Klausur oder sonstige Termine und Fristen. Sie versorgen sie mit (zusätzlichen) Materialien, Informationen und Wissen, stellen Fragen, unterstützen in schwierigen Phasen und versuchen, bei Hängepartien immer wieder zu motivieren. Dabei kennen sie ihre Schützlinge so gut, dass sie meistens wissen, was diese benötigen und was ihnen guttut und sie weiterbringt.

Vermutlich haben Sie es bereits bemerkt: Im Studium ändert sich dies grundlegend. Dozierende kennen die Teilnehmer/innen ihrer Veranstaltungen, insbesondere der Vorlesungen, eher nicht persönlich. Sie erinnern Studierende selten daran, Termine einzuhalten, Hausaufgaben zu erledigen, Übungsblätter rechtzeitig abzugeben oder sich auf die nächste Sitzung oder Prüfung vorzubereiten, setzen aber all dies voraus. Die meisten Dozierenden sind hilfsbereit und beantworten gerne Fragen, jedoch müssen Sie als Student/in von sich aus auf sie zugehen, sich also aktiv um Beratung bemühen. Auch die zu verarbeitende Stoffmenge steigt, sowohl relativ zur verfügbaren Zeit als auch absolut. Sie sind nun vollkommen selbst dafür verantwortlich, sich Wissen anzueignen und die jeweils passenden Rahmenbedingungen dafür zu schaffen.

Dies geschieht besonders gut, wenn Sie zu Beginn eines jeden Lernprozesses oder jeder Lernetappe, also in jedem Fach, zum Thema jeder Lehrveranstaltung oder Lerneinheit, drei Dinge tun: (1) den jeweiligen Ist-Zustand analysieren, (2) vorläufige Ziele formulieren sowie (3) von Anfang an Verantwortung für Ihren Lernprozess übernehmen und konkret formulieren, wie Sie dies gewährleisten möchten. Den eigenen „Status quo, seinen Lernprozess, sein ureigenes Lernthema und seinen nächsten Schritt ins Bewusstsein zu bringen, ist Voraussetzung für jedes weitere Lernen“ (Karagiannakis & Lewark 2006: 72). Das gilt auch für den Wissenszuwachs und Lernerfolg, den Ihnen dieses Buch bietet.

Die erste Annäherung an Ihre persönlichen Voraussetzungen und erste Zielformulierungen rund um Lernstrategien und Arbeitstechniken haben Sie bereits zu Beginn des Kapitels erledigt. Es lohnt sich, nun etwas detaillierter hinzuschauen und sich bewusst zu machen, wo genau Ihre bereits vorhandenen Stärken liegen, wo Verbesserungspotenzial besteht und woran Sie unbedingt arbeiten sollten. Das gelingt beispielsweise mit dem Erstellen einer persönlichen *Kompetenz-Chart* (Tab. 1). Der Fokus liegt hier nicht nur auf der Frage nach Stärken und Schwächen, sondern auch nach Vorlieben und Abneigungen. Es werden also Ihre konkreten Beispiele für die folgenden Aussagen gesucht: *Das kann ich gut und mag es. – Das kann ich gut, mag es aber nicht. – Das kann ich nicht so gut, mag es aber. – Das kann ich nicht so gut und mag es auch nicht.*

Arbeitsanregung: Meine Kompetenzen

Übertragen Sie die Tabelle auf ein Blatt Papier (oder erstellen Sie eine am Computer) und schreiben Sie in jedes Feld möglichst viele studienrelevante Kompetenzen, die auf Sie zutreffen (z. B. *komplexe Sachverhalte erklären, Zeitmanagement, im Tutorium Fragen stellen, Verantwortung abgeben, Work-Life-Balance*).

Tab. 1 Kompetenz-Chart

	Das mag ich gern.	Das mag ich nicht so gern.
Das kann ich gut.
Das kann ich nicht so gut.

TIPP Manchmal kann es sehr hilfreich und motivierend sein, sich mit anderen Studierenden über die eigenen Lerngewohnheiten, Stärken und Schwierigkeiten auszutauschen. Regen Sie doch einmal in Ihrer Lerngruppe an, dass alle diese Tabelle zunächst für sich allein ausfüllen, und diskutieren Sie danach die Ergebnisse.

Stimmen von Studierenden

Ich war erstaunt, wie lange ich nachdenken musste, um meine Eigenschaften richtig einzuordnen, fand es aber sehr hilfreich, mich selbst ein bisschen zu analysieren. Das hat mich sogar dazu angeregt, mich danach mit meiner Familie darüber zu unterhalten.

–

Mir fiel es sehr schwer, mir bewusst zu werden, was mir wirklich Spaß macht und was ich gut kann. Hingegen konnte ich die negativen Dinge schnell aufzählen. Am Ende war es sehr motivierend zu sehen, dass nicht alles so negativ ist, wie es mir manchmal scheint.

–

Die Diskussionen mit anderen Teilnehmenden sind sehr wertvoll. Ich habe schnell festgestellt, dass ich mit vielen Problemen nicht allein bin. Das löst zwar nicht die Probleme, macht aber Mut, sich damit auseinanderzusetzen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

–

In den anderen Ergebnissen ist mir aufgefallen, dass sich immer wieder die gleichen Punkte finden, bei den einen als Stärke, bei den anderen als Schwäche. Ich glaube, dass wir viel voneinander und auch über uns selbst lernen können.

1.3 Reflexion als Lernstrategie

„Reflexion [...] gewinnt angesichts rasanter gesellschaftlicher Entwicklungen an existenzieller Bedeutung. Nachhaltiges, sich in der Welt bewährendes Lernen basiert auf Reflexionskompetenz“ (Zartmann 2014: 17). Zur Entwicklung einer solchen Kompetenz, insbesondere der Selbstreflexion, haben sich Konzepte wie Lern- oder Studientagebücher, Arbeitsjournale, Portfolios und verwandte Formen etabliert. (Für einen auf das Studium bezogenen Überblick vgl. Degenhardt & Karagiannakis 2008 sowie Boldt & Karagiannakis 2009.) Mitte der 1980er-Jahre in den USA und in Kanada entwickelt und verbreitet, gelangte die Idee reflexiver Medien Anfang der 1990er-Jahre auch nach Deutschland. Hier fanden sie zunächst Einzug in den schulischen Kontext und sind inzwischen längst auch im Hochschulbereich weit verbreitet. „Das primäre Ziel von Lerntagebüchern [und anderen reflexiven Medien] besteht darin, Lernende zur vertieften Reflexion anzuregen“ (Rambow & Nückles 2002: 1). Dazu werden sowohl neue Inhalte als auch der Lernweg selbst zusammengefasst, dokumentiert, reflektiert und – im übertragenen oder im wörtlichen Sinne – bewertet, Letzteres unbedingt (auch) von den Lernenden selbst, also von Ihnen. Indem Sie sich die eigenen Lernwege bewusst machen, können Sie erfolgreiche und weniger erfolgreiche Strategien, Schwierigkeiten, Fragen usw. offenlegen, dadurch Ihre persönlichen Lernweisen insgesamt verbessern und den Lernerfolg steigern.

In den MINT-Fächern ist diese Vorgehensweise mit dem Führen eines Labortagebuchs vergleichbar. Hier werden wissenschaftliche Experimente von der Planung über die Durchführung und Beobachtung bis zur Auswertung schriftlich festgehalten. So wird auch dokumentiert, welche Schritte, Instrumente und Verfahren angewandt wurden, an welchen Stellen es Probleme gab usw.

Die zahlreichen Varianten und Auffassungen von der Arbeit mit reflexiven Medien lassen sich grob zu zwei Typen zusammenfassen: Die meisten Formen von Tagebüchern werden dazu genutzt, Dokumentationen, Reflexionen u. Ä. hineinzuschreiben. Portfolios beinhalten darüber hinaus auch ausgewählte Originaldokumente, sogenannte *Einlagen* oder *Artefakte*, die zu einem besonderen Lerneffekt oder Aha-Erlebnis geführt haben, die man für besonders gelungen hält, mit denen man eine Entwicklung darstellen will usw. In beiden Fällen „soll erreicht werden, dass sich die Studierenden Lerninhalte stärker selbst erarbeiten, um so effektiver und mit dauerhafterem Erfolg zu lernen“ (Boldt & Karagiannakis 2009: 2).

Damit Sie, die Leser/innen dieses Buches, ebenfalls einen größtmöglichen Gewinn aus der Arbeit mit demselben erreichen können, gehören regelmäßige Reflexionen auch hier zum festen Konzept und werden durch

entsprechende Impulse immer wieder angeregt. Je nachdem, wie Sie diese individuell umsetzen werden, wird peu à peu ein vereinfachtes Reflexionsmedium zwischen Studientagebuch und Portfolio entstehen (im Folgenden *Portfolio* genannt). Hierzu einige vorbereitende Hinweise:

Arbeitsanregung: Analog oder digital?

Überlegen Sie am besten jetzt, ob Sie Ihr Portfolio analog oder digital (E-Portfolio) anlegen wollen. Für Portfolios, die über einen langen Zeitraum entstehen (länger als ein Semester) und/oder zur Bewertung, für eine Bewerbung o. Ä., vorgelegt werden müssen, empfiehlt sich ein E-Portfolio. Als begleitendes Medium zur Lektüre dieses Buches ist ein analoges Portfolio vermutlich von Vorteil. So können Sie problemlos Printmaterialien, die Sie bearbeitet haben, handgeschriebene Notizen usw. einfügen, ohne sie vorher einscannen zu müssen. Verwenden Sie auf jeden Fall ein separates „Buch“, z. B. ein Ringbuch, in dem Sie schnell an beliebiger Stelle Materialien einfügen, entfernen oder umsordieren können.

Entscheiden Sie sich spontan und entsprechend Ihrer Vorlieben für ein Format und probieren Sie es aus. Sie werden schnell merken, ob es die richtige Wahl für Sie ist, und können bei Bedarf zu einem anderen Format wechseln. Allerdings sollten Sie den Wechsel nicht zu lange hinauszögern, damit sie nicht zu viele Materialien von einem Format ins andere übertragen müssen.

Fügen Sie nun die Ergebnisse aus den beiden vorangegangenen Arbeitsanregungen in Ihr Portfolio ein. Verfahren Sie so auch mit allen Ergebnissen zu den Arbeitsanregungen im weiteren Verlauf Ihrer Arbeit mit diesem Buch.

Stimmen von Studierenden

Die Portfolioarbeit war für mich eine völlig neue Erfahrung. Sehr befremdlich fand ich anfangs die Vorstellung, dass meine individuellen Bezüge zum Lernstoff wichtig sein sollten. Ich merkte aber sehr schnell: Gerade diese persönlichen Reflexionen haben zu den größten Aha-Erlebnissen und Erkenntnissen geführt.

–

Die Arbeit mit Lerntagebuch und Portfolio war für mich eine absolut bereichernde Erfahrung!

–

Die regelmäßigen Reflexionen waren für mich ungewohnt und ich empfand sie zunächst als etwas aufwendig. Es stellte sich aber bald Routine ein und am Ende des Semesters kann ich sagen: Ich habe noch nie so viel in einem Seminar gelernt wie in diesem. Das Portfolio hat einen ganz entscheidenden Beitrag an meinem Lernerfolg.

2 Fachtexte erschließen I – Background und erste Lesestrategien



2.1 Die Fertigkeit Lesen

2.1.1 Zur Einstimmung einige Experimente

1. Welche Schriftzeichen erkennen Sie?

Notieren Sie Ihre Vermutungen.

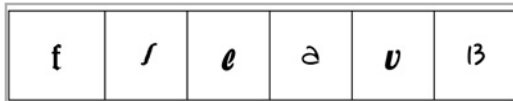


Abb. 1 Schriftzeichen erkennen (mod. nach Westhoff 1997)

2. Was bedeutet das Wort *Migration*?

Notieren Sie die Bedeutung, die Ihnen als erste spontan einfällt.

3. a) Lesen Sie nun die folgenden Texte. Machen Sie nach jedem Text eine kurze Pause.

Text 1: Wie Sie sbselt gearde fetslsteeln knenön, ist es nhict so entstchndnei-ed, in welechr Reieohnflge die Buhstabecrn in eenim Wrot sehnten. Wcithig ist leiidglch, dass der estre und der Itzete Buhbsatce imemr an der rHITECGIN Stlele shenten. Den Rset soiertrt uensr Gerihñ, dnen man Isiet Wöretr nhict Butsachbe für Bhtuaschbe, sonedrn ersast sie als gznae Eniehit.

Text 2: Im Flale der konmpelretemän Dsioiturtbin wdreen bertfefedne Luate, heir Voklae, als Aolpohnle bzw. Viaarnetn eeins Poehnms bacrteteht. Zu den käplemntmoer ditiebuetrirsn Aleonplhon des Detcuhsen geörht das Poehnm /x/ mit senien Ahploloenn [x] (Ach-Luat) und [ç] (Ich-Luat). Deabi shtet [x] ncah dnluেকn Veaoκln, z. B. [naxt] (Nhact), und [ç] ncah heelln Vaeklon oedr Kotnneosann, z. B. [niçt] (nciht) oedr [durç] (dcurh).